

Im Gespräch

„Die Gesellschaft ist verseucht von Vokabeln aus der Wirtschaft“

Vor genau einem Jahr wurde Friedrich Merz zum Kanzler gewählt. Warum erreicht sein Kabinett die Deutschen nicht?

Peter Sprong, Präsident des Redenschreiber-Verbands, verrät, was man von Klemptnern über Kommunikation lernen kann

Von Adrian Schulz

Herr Sprong, Sie schreiben mal, Angela Merkel und Olaf Scholz hätten die Deutschen auf „Rhetorik-Diät“ gesetzt. Was bietet Merz?

Um im Bild zu bleiben: Er versucht sich an rhetorischer Hausmannskost. Da ist ein fettes Stück Fleisch auf dem Teller, mit Bratensoße. Aber es fehlt jede Menge, damit das ein vollwertiges Gericht wird.

Das müssen Sie erklären.

In der Rhetorik kommt es auf drei Dinge an: Richtung geben, Bedeutung vermitteln und Resonanz erzeugen. Richtung geben meint: Der Redner sagt, wo es hingehen soll. Das gelingt Merz gut. Man weiß, dafür steht er und dafür nicht: Philosophie der klaren Karre. Viele Leute erleben das als erschreckend – gerade nach Merkel und Scholz.

Und was fehlt ihm?

Er schafft es nicht, seine klaren Positionen auch zu untermauern. Damit meine ich keine technische Begründungskette, die etwas mit Ämtern und Gesetzen zu tun hat. Sondern einen Überbau, der Orientierung gibt. Warum finde ich, dass das richtig ist? Woraus leite ich es ab? Was soll das alles? Der Privatlieger sei ihm gegönnt, aber er ist die perfekte Verkörperung für sein Auftreten: abgehoben, ohne Bodenberührung. Merz spricht viel in Substantiven, gern aus der Ökonomie. Es geht um Leistung, um Ordnung. Wir machen das so und so, denn das ist gut für die Wirtschaft und die Wettbewerbsfähigkeit. Das lässt die, die es hören, kalt.

Trotzdem erhitzt er regelmäßig die Gemüter. Er sagte, die gesetzliche Rente sei künftig nur noch eine „Basisabsicherung“, 80 Prozent der Syrer sollten heimkehren, und er sprach im Zusammenhang mit Migration von Problemen im „Stadtbild“.



Zur Person

Peter Sprong, 59, ist Präsident des **Verbands der Redenschreiber deutscher Sprache**. Seit 22 Jahren arbeitet er als selbstständiger Redenschreiber für CEOs und Funktionäre deutscher Unternehmen sowie als Ghostwriter. Unter seinem eigenen Namen veröffentlichte er das Buch „Das betriebl. Wort: Was für gute Redner wirklich wichtig ist“.

Das sind Aussagen, die starke Gefühle auslösen, aber er übernimmt dabei eben keine kommunikative Führung, sondern lässt Ungewissheiten. Er schafft Projektionsflächen, in die jeder ein bisschen was anderes hineinlesen kann.

Das tun viele Politiker. Ist das nicht schlau?

Es scheint zunächst so. Wenn man sich nicht festlegt, spricht man mehr Menschen an. Doch das hat eine Schattenseite. Denn Merz wird danach immer wieder gefragt, wie er seine Aussagen gemeint hat. Beim „Stadtbild“ hat er dann noch mal ausweichend geantwortet: Ja, fragen Sie mal Ihre Töchter.

Damit dürfte er vielen seiner Wähler aus der Seele gesprochen haben.

Ja, aber die anderen hat er verschreckt. Auch von den „Töchtern“ haben ihm ja viele sofort widersprochen. Ein guter Redner schafft es, die zu begeistern, die ihm nicht ohnehin schon folgen.

Haben Sie ein Beispiel für gelungene politische Rhetorik?

Willy Brandt sagte in seiner Regierungserklärung: „Wir wollen ein Volk der guten Nachbarn sein, nach innen und nach außen.“ Da ist Richtung drin, aber auch Begründung. Es ist besser, gute Nachbarschaft zu pflegen, vor allem für uns Deutsche im Jahre 1969. Und er schafft ein verbindendes Wort.

Vizekanzler Lars Klingbeil wurde für seine Reform-Rede im März viel gelobt. Er forderte, die deutsche Gesellschaft müsse „insgesamt mehr arbeiten“. Hat er diese Zustimmung gut verkauft?

Die Rede hatte einige starke Passagen. Ihr fehlte aber ein innerer Sog. Klingbeil hat viele Probleme eher behutsam umkreist, statt sie auf den Punkt zu bringen und Lösungen stringenter aus einem über-

geordneten Prinzip heraus zu entwickeln. Etwas dem Prinzip gerechtigkeit. Das kommt vor, aber nur als einer von vielen Punkten. Auch für diese Rede gilt: zu viel Erklärung, zu wenig Erzählung.

Klingbeil sagt, seine Partei wolle „arbeiten für die hart arbeitende Mitte unseres Landes“. Genial schwammig oder kolossal beliebig?

Das ist eine komische Mischung aus Statistiker-Deutsch und Kantar-Marktforschungs-Deutsch und Karikatur. Das soll ein Lob sein, eine Anerkennung. Aber es hat auch etwas Paternalistisches. Genau wie dieses ewige: Wir müssen die Menschen mitnehmen. Da sehe ich immer so Postsätze am Wegesrand liegen, die ein Bote mitnimmt. Solche Ausdrücke schaffen unterschwellig eine riesige Distanz.

Aber viele Leute fühlen sich nicht mitgenommen von der Politik.

Klar. Aber wenn ich klug bin, benenne ich das nicht direkt. Wenn ich sage, du bist ja auch einer von denen, die nicht richtig mitgenommen werden – dann ist sofort klar, derjenige ist ein armer Tropf. Durch meine Formulierung mache ich ihn zum Opfer. Ich habe kürzlich die ARD-Dokumentation über Herbert Grönemeyer gesehen. Wenn er über das Ruhrgebiet spricht, über die Kollegen seines Vaters, dann spricht er nie von der arbeitenden Mitte. Aber man merkt, dass er von einem tiefen Respekt vor diesen Leuten geprägt ist.

Woran?

Er erzählt von konkreten Situationen. Die Leute gingen morgens auf Schicht, führen mit dem Aufzug hunderte Meter unter die Erde, laggen da und kloppten mit dem Hammer das Zeug ab, hatten Angst. Wenn jemand so spricht, spüre ich sofort dessen Haltung zu diesen Leuten.

Stattdessen sprechen viele Politiker in Floskeln. Nach dem „Herbst der Entscheidungen“ kam der „Herbst der Reformen“, dann der „Frühling der Reformen“, jetzt der „Sommer der Reformen“. Seit wann bemisst sich Politik an der Jahreszeit?

Daraus spricht das Bemühen, in Überschriften zu denken. Man versucht, einen erzählerischen Rahmen zu finden. Das, was man Neudeutsch Framing nennt. Hier ist die Bühne. Da passiert gleich was.

Das müsste doch in Ihrem Sinne sein?

Ja, das Problem ist nur: Diese Begriffe wirken tatsächlich, die Leute schauen hin. Dann passiert aber nichts.

Eine weitere Floskel: SPD-Generalsekretär Tim Kießendorf und Friedrich Merz möchten „anpacken“. Olaf Scholz wollte dagegen immer alles „auf den Weg bringen“ ...

Ich empfehle folgenden Test: Stellen Sie sich vor, Sie seien Klemptner und müssten ein Rohr abdichten. Wenn Sie nach einer Stunde im Bad sagen, Sie haben die Reparatur auf den Weg gebracht, weiß der Kunde, das Problem ist nicht gelöst – weder jetzt noch in naher Zukunft.

Viele Politiker versprechen oder fordern, zu „liefern“. Eine Folge der allgegenwärtigen Essens-Besteckkultur?

Das ist Kapitalmarktsprech. We have to deliver. Bei der Hauptversammlung wollen die Investoren wissen, welche Ankündigungen aus dem vergangenen Jahr das Unternehmen erfüllt hat. Die ganze Gesellschaft ist verseucht von Vokabeln aus der Wirtschaft. Das zählt darauf ein, wir investieren in dieses und jenes.

Wenn Politiker so reden, betrachten sie die Bürger wie Aktionäre?

Im Gespräch

13



Friedrich Merz: „Klare Kante“ empfinden viele Deutsche als erfrischend, sagt Sprong. Allerdings schaffe er es nicht, seine Positionen auch zu untermauern.

Ja, das steht dahinter. Ein Vertrauensverhältnis, das man ausrechnen kann. Wenn ich das und das geliefert habe, dann habe ich auch deine Zustimmung verdient. Vertrauen lässt sich aber nicht in einer Excel-Tabelle abbilden.

In 13 der vergangenen 21 Jahre regierten Große Koalitionen das Land. Die liefern Streit oder Kompromisse. Was kann Rhetorik da noch helfen?

Wir haben eine verklärte Vorstellung davon, was Rhetorik leisten kann. Strukturprobleme kann man nicht durch geschicktes Reden aus der Welt schaffen. Man kann jedoch konstruktiv damit umgehen, anders als etwa Wirtschaftsministerin Katharina Reiche. Wenn sie sich vor die Mikrofon stellt und sagt: „Der Koalitionspartner fällt in letzter Zeit dadurch auf, dass er...“ – dann ist das eine Entpersonalisierung. Sie verschärft rhetorisch, anstatt zu harmonisieren.

Ist Harmonie das Ziel von Rhetorik? Oder ist sie nicht immer auch Manipulation?

Ich werde das oft gefragt. Aber nehmen Sie das klassische Beispiel aus der deutschen Geschichte, die Sportpalast-Rede von Goebbels. Das Publikum waren handverlesene Nazis. Niemanden dort musste er überzeugen. Es war eine Akklamationsrede, also die einfachste Gattung überhaupt. Natürlich hat er das Ganze durch die Inszenierung, die einem Gottesdienst gleich, noch gesteigert. Doch da ist niemand kraft seiner Worte umgedreht worden. Die Rhetorik diente ursprünglich ja dazu, Angeklagten vor Gericht eine faire Verteidigung zu ermöglichen. Und zur demokratischen Willensbildung.

Sie sprechen über das antike Griechenland.
Richtig. Nach Aristoteles wirkt eine gute Rede durch drei Aspekte:

„Die Rede ist die Alternative zum bewaffneten Kampf. Eine Kulturleistung, die Gewalt verhindern soll.“

Kampf. Eine Kulturleistung, die Gewalt verhindern soll.
Peter Sprong

Ethos, Logos und Pathos. Der Sprecher ist glaubwürdig, seine Argumente sind stichhaltig und er fühlt sich in das Publikum ein. Eine Rede richtet sich an die Leidenschaften – sonst könnte man auch einen Zettel an die Wand hängen. Aber die Rede ist zugleich die Alternative zum bewaffneten Kampf. Eine Kulturleistung, die Gewalt verhindern soll.

Davon ist nicht viel übriggeblieben, wenn man sich auf der Welt umschaut.

Für mich kann eine Rede, die auf feurige Art und Weise zu Gewalt aufruft, keine gute Rede sein. Im handwerklichen Sinne vielleicht. Aber Rhetorik hat einen normativen Gehalt. Ich würde mich zum Beispiel als Präsident des Verbands der Redenschreiber deutscher Sprache schwer tun damit, einen AfD-Kandidaten zum besten Redner zu küren, nur weil er handwerklich alles richtig gemacht hat, vom Inhalt und vom Geist der Rede dabei aber völlig abzusehen.

Innen geht es um Ihre eigene Glaubwürdigkeit, um Ihr Berufs-ethos. Aber was ist an einer Alice-Weidel-Rede handwerklich anders als an einer Lars-Klingbeil-Rede?
Sie zielt nicht darauf ab, eine gemeinschaftliche Lösung zu finden, sondern auf Ausgrenzung und noch Schlimmeres. Die AfD argumentiert außerdem weder wirklichkeitskompatibel noch in sich schlüssig. Und Weidel hat ein Ethos-Problem: Sie wird immer wieder angesprochen auf ihre Partnerin, ihren Wohnort in der Schweiz. Darauf antwortet sie nie wirklich, nur mit Gegenfragen. Denn diese Unstimmigkeit kann sie nicht aus dem Weg räumen.

Das alles scheint ihr nicht zu schaden. Haben demokratische Politiker es schwerer, weil sich in Ihrem

Reden nicht von sachlichen Zwängen freimachen können?

Ja, sie müssen einen ganz anderen Inhalt rüberbringen, und zwar auf ähnlich fesselnde Weise. Sie müssen auch eine ganz andere Figur darstellen, nämlich eine viel freundlichere. Mit Tabuverletzungen und Rüpelien kann man immer für Aufmerksamkeit sorgen. Innerhalb des demokratisch-liberalen Rahmens eine Lichtgestalt zu sein, das ist zuletzt vielleicht Barack Obama gelungen. Und aktuell ist nach meinem Eindruck auch der kanadische Regierungschef Mark Carney ein rhetorisches Vorbild.

Wie wird man zu einer solchen Lichtgestalt?

Es braucht einen stimmigen persönlichen Hintergrund. Das ist viel wichtiger als die Frage, ob ich lange oder kurze Sätze bilde. Barack Obama stand in der Tradition der Bürgerrechtsbewegung und wurde der erste schwarze Präsident der USA. In Deutschland war Willy Brandt so eine Figur. In den Debatten damals schwang immer die Nazi-Vergangenheit der führenden Politiker mit, und Brandt war im Exil. Es ging um die Frage: Wessen Land ist das?

Auch Angela Merkel verkörperte als erste Frau und Ostdeutsche im Amt der Bundeskanzlerin etwas, das über sie hinausging. Von ihr in Erinnerung bleiben kurze, aber deutliche Botschaften: „Wir schaffen das“, „Sie kennen mich“, „Nehmen Sie es ernst“.

Ja, sie konnte das durchaus, auch wenn sie das auf 16 Jahre gesehen sehr sparsam eingesetzt hat. In diesen Momenten hat Merkel sich den Deutschen zugewandt, eine Verbindung geschaffen, eine emotionale Basis. Damit hat sie einen Teil der Wähler gegen sich aufgebaut – aber viele eben auch nicht. Es geht in der Politik immer um bestimmte Rollen, die im

Theater der Öffentlichkeit besetzt werden müssen. Auch Authentizität ist inszeniert. In manchen Momenten wird aber eine Schnittmenge erkennbar zu dem, was dem Menschen persönlich wichtig ist. Etwa als Merkel sagte, „dann ist das nicht mehr mein Land“.

Reden ist also Schauspiel?

Nein, es ist ein Zusammenspiel aus dem eigenen Charakter und der Figur, die man verkörpert. Wir denken Persönlichkeit und Außenwirkung oft als Gegensatzpaar. Das ist ein Großteil meiner Arbeit: CEOs, die für Milliardenbudgets und zigtausende Arbeitsplätze verantwortlich sind, dazu zu bringen, mal begeistert von ihrer Arbeit zu erzählen. Die denken oft, das sei unauthentisch und daher moralisch falsch.

Natürlich sollte eine gute Rede nicht völlig verschieden sein vom eigenen Charakter. Aber man sollte etwas von sich woanders hinbewegen – in eine Figur, die einen Text auf einer Bühne spricht.

Ihr Verband empfiehlt ein Honorar von rund 4000 Euro für eine geschäftliche Rede von 30 Minuten. Da geht man als Schreiber nicht arm aus der Sache raus.

Das kommt ganz darauf an, für wen Sie schreiben und wie gut Ihr Geschäft läuft. Im Verband haben wir Redenschreiber für den privaten Bereich, also Hochzeiten, Geburtstage, Trauerfeiern, aber auch für Politiker und Unternehmen. Viele Redenschreiber verkaufen sich zu billig. Für ein Manuskript ist pro Rede-minute etwa eine Stunde Arbeit nötig, ein wesentlicher Teil davon für Recherche. Ich sage meinen Auftraggebern immer: Rhetorik ist ein Werthebel. Eine schlechte Rede kann den Aktienkurs eines Unternehmens zum Absturz bringen. Eine gute Rede kann ihn beflügeln.